

# Blech reden

Autor(en): **Bausinger, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **28 (1972)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421083>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## **Blech reden**

*Über Sinn und Unsinn modischen Sprachgebrauchs*

*Von Hermann Bausinger*

*(Schluß)*

*Wir Modernen, wir Kurzatmigen in jedem Sinne*

Man kann auf die Sprache selber anwenden, was — freilich in einem etwas anderen Zusammenhang — Niklas Luhmann als die Reduktion von Komplexität bezeichnet hat, und diese Leistung der Reduktion von Komplexität erscheint in der sprachlichen Mode potenziert. Diese funktionale Beobachtung schließt freilich die Feststellung nicht aus, daß es sich dabei um falsche, um zumindest fragwürdige Reduktionen handeln kann. Die Fehler sind in ganz verschiedenen Richtungen zu suchen; ich stelle drei heraus: die erste, die Tendenz jeder Mode, möglichst schnell selbstverständlich zu erscheinen, und auch diese Tendenz bleibt in der Betrachtung meistens hinter der Feststellung der Extravaganz zurück. Diese Tendenz führt dazu, daß in der Sprachmode den betuernden Natürlichkeitsvokabeln ein besonderes Gewicht zukommt. Ein Beispiel: Je lückenloser wir von Künstlichem, von Gemachtem umstellt werden, um so häufiger scheint der Umgang mit dem Wort „echt“ zu werden. Vom „echten Humor“ über die „echten Sonderleistungen“ im Ausverkauf, über die „echte Freude“, die „echte Preiswürdigkeit“, die „echten Chancen“, die „echte Betreuung“ bis hin zur „echten gesprochenen Sprache“.

Die zweite: In einen verwandten Zusammenhang gehört eine, wahrscheinlich schon geläufig gewordene Sprachmode, nämlich der Gebrauch von „genau“ im Sinne der nachdrücklichen Zustimmung, vielfach lediglich als Ersatz für ein „Ja“. Ein solches Wort spielt über die modalen Schwierigkeiten der Kommunikation und über die materiellen Schwierigkeiten der Verständigung hinweg, es erweckt den Anschein, es sei leicht, sich verständlich zu machen, während jedes Gespräch beweist, daß es außerordentlich schwer ist. Falsch wäre es jedenfalls, über die Oberflächensemantik hier zum Ergebnis zu kommen, dieses Wort weise Präzision aus.

Um Genauigkeit — und das ist die dritte Richtung, die ich andeuten möchte — geht es in den Kommunikationsbereichen, von denen hier die Rede ist, nicht; um sie darf es nicht gehen. Ich zitiere noch einmal Musil: „Sich immer richtig ausdrücken ist wie Midas' Gold, es macht wertvoll und ungenießbar, was es erfaßt.“ Übereinstimmung wird deshalb sehr viel häufiger als durch Ge-

nauigkeit durch Unbestimmtheit erzielt. Die zentrale Position von Unbestimmtheit im Bereich des modischen Vokabulars wird nicht nur von Modewörtern im engeren Sinne ausgewiesen, sondern auch von einer Art sprachlicher „Evergreens“, welche das quasi Modische mit dem schon heimlich Vertrauten über längere Zeit hinweg verbinden. Hierher gehören Vokabeln wie „irgendwie“ und „irgendwo“, die als schon relativ alte und sehr beständige Modewörter fungieren. Wahrscheinlich weil sie sehr genau in das entideologisierte Zeitalter paßten, in dem Welterklärungen nicht mehr gesucht und vermittelt werden, sondern in dem nur noch unbestimmte Befindlichkeiten entschuldigt und ausgedrückt werden.

Bei alledem drängt sich die Frage auf, warum eigentlich die Vereinheitlichung, warum der gemeinsame Horizont nicht dort gesucht wird, wo er per definitionem gegeben ist, in der sprachlichen Tradition, in den überlieferten Elementen der Sprache. Warum werden gerade modische Elemente als Mittel solcher Vereinheitlichung herausgestellt? Die Antwort: Weder in den zeitlichen noch in den räumlichen Voraussetzungen ist ein Grund für eine kontinuierliche Tradition gegeben.

Was das Zeitliche anbelangt, so können wir uns wahrscheinlich rasch verständigen über das Nietzsche-Zitat „wir Modernen, wir Kurzatmigen in jedem Sinne“. Tatsächlich läßt der rasche Wechsel der Dinge, der Aufgaben, der Perspektiven eine allmähliche Entwicklung der Traditionen nicht zu. Der hohe Umsatz, der rasche Verbrauch fordern ohnehin die Zufuhr von Neuem; die Mode aber ist in dieser Perspektive nichts als der Versuch, das Neue schnell allgemein und allgemein akzeptabel zu machen. Aber auch räumlich ist keine Voraussetzung für ein ruhiges Wachstum der Sprache mehr gegeben. Alles, was mit dem Schlagwort „Mobilität“ zusammenhängt, kann dies begründen. In drastischem Ausmaß wird es sichtbar an der Bevölkerungsverschiebung nach dem letzten Krieg, die zum Verlust einer gemeinsamen sprachlichen Basis der im selben Bereich Wohnenden geführt hat. Von hier aus ergab sich die Notwendigkeit, neue Kontaktsignale zu finden, und das waren eben die Modewörter.

Es bedeutet für jemanden, der sich in einem bestimmten Bereich sprachlich nicht ganz zu Hause fühlen kann, zweifellos eine Entlastung zu wissen, wann und wo er sagen kann, daß etwas „dufte“ sei, daß etwas „brutal“ sei, daß etwas „echt“ sei, oder — wesentlich unbestimmter — sagen zu können, etwas sei „nett“, was ja sehr viel heißen kann. Dazu muß auch daran erinnert werden, daß die gesamtgesellschaftliche Vereinheitlichung nur eine Seite der Funktion von Sprachmoden bezeichnet, die andere dagegen besteht in der Differenzierung. In vielen Fällen heißt das, Sprach-

moden dienen dem Imponiergehabe, der betonten Absetzung von anderen Sprechern, anderen Sprachgruppen. Gerade in dieser Funktion aber verbraucht sich das Sprachmaterial zwangsläufig rasch und fordert immer wieder Erneuerungen.

Die Sprachmode markiert also stets eine Frühphase sprachlichen Wandels. Damit ist nicht nur allgemein gemeint, daß jeder Wandel irgendwo und irgendwie angefangen hat; vielmehr soll damit gesagt sein, daß die sprachliche Mode den eigentlichen Innovationsdruck garantiert. Jeder Veränderung steht ein Hemmungspotential entgegen, das nur dann überwunden werden kann, wenn die vorgeschlagene Änderung eine zusätzliche Legitimation besitzt. Diese Legitimation — man könnte auch mit dem in die Sprachwissenschaft übertragenen Begriff des Mehrwerts operieren — kann die Mode bereitstellen, die Mode, für die es charakteristisch ist, daß sie die Dinge, auch die sprachlichen Dinge, so präsentiert, als sei es gar nicht anders denkbar.

### *Schlag nach im Duden 2072*

Es gibt leider bis heute höchstens in ganz geringfügigen Ansätzen eine Art sprachlicher Innovations- und Diffusionsforschung. Sonst würde sich wahrscheinlich ergeben, daß in den seltensten Fällen von einer allmählichen, graduellen Ausbreitung gesprochen werden kann, daß dagegen in den meisten Fällen die gleichen Gesetzmäßigkeiten sichtbar würden, wie sie die Innovationsforschung für die Verbreitung von neuen Gegenständen, neuen Attitüden usw. festgestellt hat: daß nämlich diese neuen Gegenstände in der Form einer etwas abgeflachten S-Kurve sich ausbreiten, mit einem zuerst sehr langsamen, plötzlich aber steilen Anstieg, der dann in eine übliche Phase eines allgemeinen Gebrauchs übergeht. Eben die steile Phase des Anstiegs aber bezeichnet den Zustand oder — wie man vielleicht richtiger sagen sollte — den Prozeß der Mode, nicht etwa die Phase der größten Ausbreitung. Ich glaube, daß man in vergleichbarer Weise auch für Wörter und Wendungen wie „unverzichtbar“, „unabdingbar“, „Elastizität“, „heiß“ in verschiedenen Kombinationen und für viele andere mehr eine Art Hochkonjunktur feststellen könnte, eine Zeit der Krisis, in der die Mode tatsächlich ihren Platz hatte, auch wenn die absolute Häufigkeit nachher sehr viel größer war.

Ich möchte diesen Vorgang einmal darstellen an einem imaginären Beispiel, an einer Art philologischer Science-fiction. Im Jahr 2072 ist in der 100. Auflage des Duden-Lexikons zu lesen: „Essen: Bezeichnung für die Nahrungsaufnahme bei Tieren. Fressen: allgemeingeläufiges Wort für die Nahrungsaufnahme

des Menschen, insbesondere für den Verzehr nichtflüssiger Nahrung. Synonym vor allem in gehobener Sprache ‚speisen‘, in scherzhafter Rede auch ‚essen‘. Die Deutschlehrer behandeln dieses Beispiel sehr häufig als eine aparte Vertauschung in der Sprachgeschichte. Es gibt oppositionelle Schülergruppen, die in ihrem Jargon deutlich herausstellen, davon reden, daß sie jetzt ihr Brot ‚essen‘, was von den Lehrern kopfschüttelnd und mißbilligend als Zeichen der Verrohung registriert wird. Insbesondere aber bedeutet diese Vertauschung einen hochinteressanten Gegenstand für die Sprachforscher. Es gibt bereits mehrere geistvolle Theorien zur Erklärung. So wird etwa gesagt, daß die Rückwirkung inhumaner Kriege und die Folge einer immer unmenschlicher werdenden Konkurrenzsituation Schuldgefühle erzeugte, welche durch Kompensation an neutraler Stelle, nämlich durch übertriebene Tierliebe, ausgeglichen wurden. Der sprachliche Ausdruck dieser emotionalen Bindung an das Tier sei eben die Übertragung des Begriffes ‚essen‘ aus dem Bereich der Menschen in den Bereich des Tieres. Die Umkehrung aber sei einfach eine Folge der strukturellen Verschiebung.

Es steht uns nicht zu, Gericht zu halten über diese Theorie eines künftigen Sprachwissenschaftlers; mir erscheint sie einigermaßen einleuchtend. Aber ein Moment fehlt bei dieser Erklärung, nämlich das des in sich komplexen Vorgangs, den man als Mode etikettiert. Es gehört nämlich ins Bild, daß es in den sechziger und siebziger Jahren des vergangenen 20. Jahrhunderts in Frankfurt einen Zoodirektor Grzimek gab, dessen Popularität so groß war, daß schon die kleinen Kinder abends nicht ins Bett wollten, wenn sie, wie sie sagten, ‚den Grzimek‘ sehen wollten. Er aber sprach betont davon, daß die Schweine ihr Futter essen, daß der Löwe kleinere Wildtiere ißt, und so schrieb er das auch nieder in einem zoologischen Lexikon, das in hoher Auflage erschien. Von ihm ging eine modische Welle aus, die dann in die geschriebene und in die gesprochene Sprache hineingetragen wurde. Auf der anderen Seite verwarf die revoltierende Jugendbewegung der siebziger Jahre nicht nur Wörter wie ‚speisen‘, sondern auch ‚essen‘ als einigermaßen verdächtig. In einem sozial begründeten Grobianismus, in dem Bestreben, die menschlichen Bedürfnisse nicht der Konsumwerbung auszuliefern, sondern bewußt in Grenzen zu halten, traten diese Gruppen aktiv für den Ausdruck ‚fressen‘ für die menschliche Nahrungszufuhr ein. Die Juvenilität des Zeitalters, in dem sich niemand sehr erwachsen gebärdete, weil man denen über 30 nicht trauen durfte, führte zu einer schnellen Diffusion, es war eine durchschlagende Mode, welche eine Dauergewohnheit einleitete.“

Ich habe diesen Vorgang historisch oder futuristisch verfremdet,

weil vielleicht gerade so die Bedeutung des modischen Prestiges hervortreten kann; vielleicht auch werden so die Bedenken dagegen begründet, Sprachbeobachtung vom Zufälligen grundsätzlich abzuschirmen. Syntax ist in der Tat — Leo Spitzer hat es so zugespitzt ausgedrückt — gefrorene Stilistik, modische Extravaganzen münden in den gewohnten Sprachgebrauch, und die lexikalischen Abweichungen von heute stehen morgen im Duden als Norm.

All dies ist kein Plädoyer für die empiristische Hingabe an eine vermeintlich unvermeidliche Entwicklung. Die Kritik, die als Sprachkritik freilich vielfach zu kurz zielt, kann ihren Ansatz gerade auch im Prestige der Mode finden. In den modischen Innovationsbewegungen verbraucht sich nicht nur das Ungewöhnliche, das die Mode zunächst begründet, sondern es verbraucht sich darin oft überhaupt jeglicher Appellcharakter.

Dafür ein reales Beispiel: Die Frage des Umweltschutzes wurde bis vor wenigen Jahren fast nur von Sektierern behandelt. Daß sie sich innerhalb ganz kurzer Zeit als Problem ausbreitete, hat sicherlich zu tun mit der griffigen sprachlichen Prägung des Wortes „Umweltverschmutzung“, einer Lehnübersetzung von „environment pollution“, und mit dem Begriff „Umweltschutz“. Mit diesen Begriffen wurde auch die Sache eingehämmert, und zweifellos war ein Stück Mode dabei. Das wird deutlich an dem negativen Effekt, daß nämlich inzwischen eine Übersättigung, eine Abstumpfung gegenüber diesen Begriffen und damit auch gegenüber der Sache aufgetreten ist. Das heißt, eine sprachliche Innovation, da sie einem modischen Ablauf unterliegt, muß nicht unter allen Umständen Bewußtseinsveränderungen mit sich bringen, das heißt auch, daß politische Modewörter, politische Schlagwörter offenbar nur dort sinnvoll sind, wo nicht etwa Aktivitäten auf längere Sicht geweckt werden sollen.

Es ist klar, daß Mode keine analytische Kategorie ist. Aber im Begriff der Mode bündeln sich Probleme, und insofern hat der Begriff einen heuristischen Sinn. Die Tatsache jedenfalls, daß Moden, auch Sprachmoden, jeweils nur punktuell erfahrbar sind, sollte den Gegenstand nicht disqualifizieren. Denn in der Mode steckt nicht nur das Moment des Neuen als etwas Ephemerem, sondern auch das des Anfangs und das der Wiederholung.

Der bekannte Tübinger Volkskundler Prof. Bausinger hielt den hier nach Tonbandprotokoll gekürzten freien Vortrag auf der diesjährigen Linguisten-Tagung in Mannheim. Der volle Text erscheint 1973 im neuen Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache.